Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 72. Bromberg, den 15. Mai 1925.

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen

von Erich Friesen.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XVI.

Es ist in Jerusalem, am Vorabend des Sabbat ...

In dichten Strömen wallen die frommen Juden nach der altehrwürdigen „Klagemauer".

Hoch düstern die mächtigen Quadersteine vor ihnen auf — geweihte Überreste vom Salomonischen Tempel.

Ehrwürdige Weißbärte in kostbaren, pelzverbrämten Kaftanen aus blauem, schwarzem oder violettem Samt, junge Burschen mit schmalen, von langen Hängelocken umrahmten Gesichtern, schmutzige Weiber, in Lumpen und Lappen gehüllt, aber in den welken Zügen das unheimliche Glühen des Fanatismus, junge Mädchen mit von Tränen überströmten Augen und leidenschaftlich zum Himmel erhobenen Händen, als wollten sie das Erbarmen Jehovas gewaltsam herabziehen — — sie alle, alle beten, klagen, wimmern, weinen ....

Auch die alte Mutter Rebekka aus dem muffigen Kleiderladen des Ghetto liegt vor diesen übereinander geschichteten Steinblöcken im Staube. Heiße Tränen rollen ihre runzeligen Backen herab, während sie die verschlungenen Hände inbrünstig zum Himmel erhebt.

„O Jehova! Jehova! Gib meinem Kind die Gesundheit wieder!" wehklagt sie herzzerreißend. „Strafe den Schuldigen! Aber gib meinem Isaak die Gesundheit zurück!" ...

Mühsam erhebt sie sich und schwankt davon — ihrer Behausung zu.

Als sie den heute am Vorabend des Sabbat geschlossenen Laden öffnen will, tritt ihr aus einer Mauernische Abdallah entgegen, der sie bereits erwartet zu haben schien.

„Guten Abend, Mutter Rebekka. Hab' Euch lange nicht gesehen. Was macht der Isaak?"

„Ich glaube, gnädiger Herr Abdallah —" stammelt die Alte — „ich glaube, es geht eine Veränderung mit dem Isaak vor. Er hat manchmal eigentümliche Vorstellungen und redet so verworrenes Zeug —"

„Was für Zeug?" fällt der Beduine hastig ein.

„Von Mord und Totschlag — was weiß ich! Aber es ist schrecklich mit anzusehen, wie der Junge sein Hirn abquält, ohne etwas Richtiges in seinem Gedächtnis zu finden."

Abdallah schiebt die Unterlippe vor.

„Kann ich Euern Jungen mal sehen?" fragt er mit gutgespielter Teilnahme.

„Aber gewiß, gewiß, gnädiger Herr Abdallah!"

Und unter einem großen Wortschwall und vielen Dankesbezeugungen geleitet die Alte den vornehmen Gast die wackelige Holztreppe hinauf nach einem kleinen übelduftenden Raum.

Der arme Bursche hockt auf einem Holzschemel in einer Ecke der Kammer. Die Augen sind krampfhaft geschlossen, die bleichen Züge zusammengekniffen.

„Isaak!" ruft Abdallah scharf.

Der Bursche zuckt zusammen. Weit öffnen sich seine Augen und stieren den Mann entsetzt an, als sähen sie ein Gespenst. Die abgezehrten Hände strecken sich abwehrend aus, während unartikulierte Laute sich seinem angstvoll geöffneten Munde entringen.

Dann fallen die Arme wieder kraftlos herab. Der Kopf sinkt auf die Brust nieder. Die Augen nehmen den gewohnten leeren, gleichsam toten Ausdruck an.

„Isaakchen, mein guter, lieber Junge!" jammert Mutter Rebekka, das schweißtriefende graubleiche Gesicht ihres Sohnes streichelnd. „Was hast du? Ist dir schlechter? Regt dich etwas auf? Sprich, mein Isaakchen!"

Ein blödes Lachen als Antwort. Vorbei das momentane Aufblitzen eines Schimmers von Erinnerung, welches das Hirn des bedauernswerten Burschen beim unerwarteten Anblick Abdallahs zu durchzucken schien.

Abdallah aber ist aschfahl geworden. Seine tiefliegenden Augen glühen den armen Blödsinnigen so haßerfüllt an, daß es Mutter Rebekka eiskalt über den Rücken läuft.

„Pah! Halluzinationen eines Verrückten!" versucht er zu spotten. „Mit dem Isaak scheint es immer schlechter zu gehen. Macht Euch auf das Schlimmste gefaßt, Mutter Rebekka!"

Zum ersten Mal wagt die Alte, dem „gnädigen Herrn Abdallah" zu widersprechen.

„Das glaube ich nicht. Mir scheint eher, der deutsche Doktor hatte recht, als er sagte, er könne vielleicht den Isaak wieder gesund machen. Wenn er nur erst zurück wäre, der gute deutsche Doktor!"

Abdallahs Brauen ziehen sich ärgerlich zusammen.

„Unsinn! Ich sagte Euch schon, Euer Doktor ist ein Quacksalber, ein Ignorant. Macht Euch Versprechungen, die er nicht halten kann, um Euch das Geld aus der Tasche herauszulocken. ... Schüttelt nicht den Kopf, Alte! Es ist so! ... Hier —" er fingert in seinem Burnus herum — „hier habt Ihr eines von den hübschen Papierchen, die Ihr so liebt. Aber Ihr kriegt es nur unter der Bedingung, daß Ihr dem dummen Doktor den Laufpaß gebt."

Gierig bohren die Blicke der alten Handelsfrau sich hinein in den schmutzigen Kassenschein. Schon strecken ihre gekrümmten Finger sich danach aus —

„Halt!" ruft Abdallah. „Versprecht Ihr mir, dem deutschen Doktor den Laufpaß zu geben?"

„J — a —" erwidert die Alte zögernd.

„Ihr schwört es mir bei Eurem Gott? Bei Jehova?"

Die Alte schwankt.

Noch einmal zucken ihre Finger hin nach dem verlockenden Gelde.

Dann blickt sie ihren Isaak an, der zusammengeduckt auf seinem Schemel hockt — ein Bild des Jammers.

„Nein!" kreischt sie erregt. „Nein! Behaltet Euern Schein, Herr Abdallah! Die alte Mutter Rebekka liebt das Geld, das schöne, mächtige Geld. Aber noch mehr liebt sie ihren Sohn!"

Ein unterdrückter Wutschrei entringt sich Abdallahs Lippen.

„Also — nicht?"

„Nein."

„Gut. Aber — Ihr werdet es bereuen. Von jetzt an zieht Abdallah seine Hand zurück von Euch. Seht, wie Ihr auskommt ohne ihn!"

Er steckt den Schein wieder ein und wendet sich zum Gehen.

Noch einmal blickt er sich erwartungsvoll um, ob die Alte nicht ihren Entschluß ändert.

Doch Mutter Rebekka ruft ihn nicht zurück.

Sie hockt neben ihrem Sohn und hält seinen sie blöde

angslotzenden Kopf an ihre Brust gepreßt, ihre scharfe Stimme zu leisen, liebkosenden Lauten zwingend.

Noch niemals in ihrem Leben hat Mutter Rebekka in ihrem Innern einen schwereren Kampf gekämpft als heute.

Wird Jehova ihre treue Mutterliebe belohnen?

— — — — — — — — — — — —

Inzwischen eilt Abdallah die kleine Holztreppe hinab, fort von dem muffigen Verkaufsladen, hinaus aus dem Ghetto, in dem heute weihevolle Ruhe herrscht.

Etwas wie Furcht steigt in ihm auf. Doch sofort drängt er diese ihm sonst unbekannte Empfindung wieder zurück. Bah, Furcht! Er, der energische Mann, der alles erreicht, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, gleichviel mit welchen Mitteln!

Der a l l e s erreicht?

Abdallah preßt die Zähne zusammen.

Nein, nicht alles. Jenes hochgewachsene blonde Mädchen, das beim ersten Anblick sein Herz in lichterlohe Flammen setzte und das er vergebens zu vergessen suchte — es hat seinem Willen getrotzt.

Mit Aufbietung aller Willenskraft hat er es fertig gebracht, das kleine Haus in der Via dolorosa nach jener Auseinandersetzung mit Frau Mirjam zu meiden. Wenn er von Jaffa in Geschäften nach Jerusalem kam, machte er stets einen großen Bogen um die Via dolorosa. Unbändiger Stolz hielt ihn ab, immer aufs neue etwas zu erbitten, was ihm verwehrt wurde. Stolz und vielleicht auch noch ein Rest von Achtung vor edler Weiblichkeit, die jedem Manne innewohnt — selbst dem Mohammedaner, der im allgemeinen die Frau nicht allzu hoch achtet.

Heute aber, da sogar ein altes Judenweib seinem Willen zu trotzen wagt — heute ist auch der letzte Funke von moralischem Empfinden in dem Herzen dieses skrupellosen Menschen erstorben. Mit einer Art teuflischer Freude schlägt er wieder den Weg nach der Via dolorosa ein.

Doch, was ist das?

Als er vor dem ihm wohlbekannten Häuschen steht, findet er die morschen Holzläden fest geschlossen. Und auch das kleine Schild mit dem Namen der Bewohnerin ist entfernt.

Fort! Entwischt!

Abdallah fühlt einen brennenden Schmerz im Herzen. Jetzt erst kommt es ihm voll zum Bewußtsein, wie leidenschaftlich er nach jenem blonden Mädchen verlangt.

Und vor dieser wahnsinnigen Leidenschaft tritt momentan alles andere zurück: der Zorn auf die alte Jüdin, die Furcht vor den „Halluzinationen" ihres blödsinnigen Sohnes, ja, sogar der Haß gegen Frau Mirjam, die — er weiß es — in ihm ihren Todfeind erblickt.

Gerhilde, die kleine „wilde Katze", wie er sie in Gedanken noch immer nennt, wiederzusehen, sie sich gefügig zu machen, ihren Stolz zu brechen, ob durch Güte, List oder Gewalt, gleichviel — das bildet sein einziges Verlangen.

Aber wie? Wie?!

In furchtbarer Aufregung rennt er durch die Straßen, hinaus zum Jaffator — hin nach dem deutschen Konsulat, wo er sich nach Frau Mirjam Althoff und ihren Töchtern erkundigt. Vergebens. Niemand kennt ihren jetzigen Aufenthaltsort. Er erkundigt sich bei dem Händler, für den die Damen Blumenkartons verfertigten, bei verschiedenen anderen Leuten, mit denen sie öfters in Berührung gekommen waren.

Alles vergebens.

Bis er endlich auf den Gedanken verfällt, einige ihm von Ansehen bekannte arabische Kutscher zu befragen, ob sie in den letzten Wochen vielleicht eine kleine brünette Dame und zwei große blonde Mädchen mit Gepäck irgend wohin gefahren hätten.

Und richtig. Einer meldet sich.

Zwar nicht vor Wochen, sondern schon vor einigen Monaten habe er drei Damen, die auf die Beschreibung passen und die auch Gepäck mit sich führten, nach Jericho gefahren. Ob es die gesuchten seien, wisse er nicht. Auch nicht, ob die Damen in Jericho geblieben oder bereits zurückgekehrt sind.

Abdallah triumphiert. Er zweifelt nicht, daß er auf der Spur ist. Schon in den nächsten Tagen will er sich Gewißheit verschaffen.

Und dann — und dann — —

XVII.

„Ein Telegramm! Ein Telegramm!"

Fröhlich ruft es Erik Land hinein in die „Tuberosenvilla".

Ganz außer Atem kommt Gerhilde angelaufen.

„Wo? Wo? Gewiß für mich!"

Und schon reißt sie das zusammengefaltete gelbe Papier auseinander.

„Heinz kommt! Heinz kommt! Heute schon!" frohlockt sie, in ihrer Aufregung alle umarmend, die Mutter, die Schwester, Erik Land, ja sogar die kleine Dienerin Fatime, die gerade vorbeihuscht.

Heinz kommt!

Diese Freudenbotschaft bildet die Signatur des ganzen Tages.

Gerhilde steckt in einem solchen Wonnetaumel, daß sie zu nichts zu gebrauchen ist. Frau Mirjam und Irmgard treffen allein alle Vorbereitungen zum Empfang des Gastes.

In dem Gartenhäuschen wird ihm ein Zimmer eingerichtet; der Araber Omar, der sonst dort schläft, muß in die Bodenkammer hinauf.

Omar tut es mit Freuden. Was täte er nicht für seinen geliebten Herrn!

Vor Monaten, als Erik Land hierher kam, da brachte er Omar mit.

Niemand in Jericho weiß, woher die beiden kamen. Niemand ahnt auch, daß das Band, das Herrn und Diener umschlingt, im — Zuchthaus geknüpft wurde; daß Omar es war, der, nachdem er selbst seine Strafe abgebüßt hatte, durch einen schlauen „Trick" Bruno Althoff zur Flucht verhalf, und daß der auf solch wunderbare Weise von lebenslänglicher Marter Befreite aus Dankbarkeit den durch seine lange Kerkerhaft bei seinen Landsleuten geächteten Araber bei sich behielt.

Niemand fragt auch danach. Man ist in Palästina gewöhnt, alle möglichen Menschenschicksale an sich vorüberziehen zu sehen. Wozu sich den Kopf zerbrechen, woher sie kommen, wohin sie gehen! . . .

Es ist heute ein besonders schwüler Tag.

Heiß bläst der glühende Atem der Wüste her nach der kleinen Oase Jericho. Tiefhängendes Dunstgewölk schwebt bei erschlaffender Bruthitze daher, sich hie und da zerteilend und in melancholischer Ferne die Schaueröden des grauen Felsgebirges Moab enthüllend. Ganze Wolken von kleinen Fliegen heben und senken sich in der feuchtheißen Luft, um sich dann auf die dickwolligen Kamele niederzulassen, die, von zottigen Hunden bewacht, im hohen Grase weiden . . .

Wie ausgestorben ganz Jericho.

Der Schirokko bannt alles fest in die kühlen Mauern.

Auch die Bewohner der „Tuberosenvilla" stehen unter dem Einfluß dieser niederdrückenden Schirokkostimmung — trotz der freudigen Erwartung, mit der sie der Ankunft Heinz Hartungs entgegensehen.

Nur Gerhilde nicht.

Ihre kerngesunde, jugendfrische Natur will nichts wissen von „erschlaffender Gluthitze" und „Müdigkeit". Wie ein Wirbelwind jagt sie durch den Orangenhain — von der Tuberosenvilla nach hinten zum Gartenhäuschen und wieder zurück, lachend, jubelnd, singend . . .

Immer wieder eilt sie vor das Gartentor und späht, die Hand vor den Augen gegen die blendenden Sonnenstrahlen, die staubige Straße hinauf, ob in weiter Ferne ein Wagen auftaucht oder ein Reiter.

Vergebens.

Schon geht die Sonne heimwärts, die Felsöden ringsum mit purpurviolettem Schimmer überhauchend.

Kein Wagen, kein Reiter zu erblicken.

Gerhildes Ungeduld wächst und wächst. Kaum vermag sie es mehr, sie zu bezwingen.

„Ich reite ihm entgegen!" ruft sie plötzlich. „Er kann ja nicht mehr weit sein!"

Irmgards Anerbieten, sie zu begleiten, weist sie freundlich aber bestimmt zurück. Allein will sie den Geliebten begrüßen nach der langen Abwesenheit — ganz allein.

Unbekümmert läßt man sie gewähren. Wie oft reitet sie allein hinaus in die Umgebung Jerichos!

Mit besonderer Sorgfalt hat sie ihr Reiteselchen herausgestutzt. Sein Hals ist mit einer dreifachen Kette bunter Glasperlen umwunden. Ein großer Strauß bunter Felsenblumen ragt hinter seinen langen Ohren hervor.

Lustig klingen die Glöckchen, als Gerhilde in munterem Trabe davonhoppelt — ihrem Bräutigam entgegen.

In ihrer freudigen Erwartung merkt sie gar nicht, daß der Sonnenball bereits längst seinen letzten Glutblick versprüht hat, und daß Dämmerung sich herabzusenken beginnt.

Ihre Augen sind vorwärts gerichtet — auf die weit sich dahinziehende Landstraße.

Und jetzt, dort hinten, ein schwarzer Punkt....

Er kommt näher und näher.

Schon sieht sie, daß es ein Wagen ist....

Heijuchhei! Er kommt!

Zu rascherem Tempo spornt sie ihr Eselchen an.

Ihre Wangen glühen. Ihr Herz pocht.

Jetzt ist der Wagen ganz nahe. Gerhilde stößt einen melodischen Jodler aus, um sich bemerkbar zu machen.

Ein Kopf wird aus dem Innern des Wagens sichtbar.

Doch nicht Heinzens frisches, blondbärtiges Gesicht ist es. Nein, ein tiefbrünetter, beturbanter Kopf.

Gerhilde erschrickt. Ist das nicht — —

Da hält auch schon der Wagen, und heraus springt ein Beduine.

Rasch will Gerhilde vorüber.

Doch der Beduine stellt sich dem Eselchen in den Weg.

„Endlich lächelt Abdallah das Glück!“ ruft er triumphierend, während es in seinen Augen aufblitzt.

Eine unbestimmte Angst bemächtigt sich des Mädchens. Hier, auf einsamer Landstraße, in dämmerigem Halbdunkel, ganz allein mit diesem Menschen, dessen Brutalität sie zur Genüge kennt!

„Lassen Sie mich sofort vorbei!“ gebietet sie stolz, ihre Furcht bezwingend.

„Nicht eher, als bis die „wilde Katze“ Abdallah angehört hat,“ lacht er zynisch auf. „Seit Wochen sucht er nach dem blonden Mädchen, das es ihm angetan. Jetzt soll sie alles hören — alles!“

Gerhildes Angst wächst. Sie wirft einen verstohlenen Blick die Landstraße hinauf.

Nichts zu sehen von Heinz. Tiefste Einsamkeit und Stille ringsum.

Schon will sie sich an den arabischen Kutscher wenden, der oben auf dem Bock des Wagens grinsend dem Wortwechsel zuhört.

Ein Wink von Abdallahs Hand — und er fährt langsam weiter.

Gerhildes Herz klopft zum Zerspringen. Sie weiß, sie ist in der Gewalt dieses Menschen.

Barmherzigkeit!

Langsam gleitet sie aus dem Sattel.

„Nun wohl,“ sagt sie, mit Anstrengung das angstvolle Beben ihrer Stimme bezwingend. „Ich werde Sie anhören. Aber nur unter einer Bedingung!“

„Bedingungen gibt es nicht, mein Täubchen!“ höhnt der Beduine. „Du wirst mich anhören, und — fertig!“

Ohne den Mann noch eines Blickes zu würdigen, besteigt Gerhilde wieder ihren Esel, um an ihm vorbeizureiten.

Doch Abdallah gibt die Zügel nicht frei.

Ein heftiger Kampf entsteht.

Schon glaubt das Mädchen unterliegen zu müssen.

Da — Pferdegetrappel.

Gerhilde faßt neuen Mut.

Ein Hilferuf entringt sich ihrer Brust, während sie mit der Kraft der Verzweiflung ihren Esel herumreißt.

Und jetzt — Gerhilde meint, ihr Herz müsse stille stehen vor jubelnder Freude — ein Ausruf der Empörung. Ein Gertenhieb — —

Abdallah stürzt zu Boden.

Mit einem Jubelruf sinkt Gerhilde in die Arme ihres Bräutigams, der gerade zu rechter Zeit querfeldein gesprengt kam.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiges von einer Kanzel und einer Sakristei.

Die kassubische Schweiz um Karthaus kann einem mit ihrer Schönheit das Herz auftun. In der Südostecke des Kreises Karthaus liegt das Dorf Rheinfeld (Przyjazn), unweit der Bahnstation Altemühle (Stara Pila) und des früheren an der rauschenden Radaune liegenden Prämonstratensernonnenklosters Zuckau.

Rheinfeld ist ein altes deutsches Dorf und hat eine alte Kirche. Am 9. August 1349 stellte der Deutschordens-Komtur von Danzig, Heinrich von Rechtir, eine „Dorfhandfeste“ aus, in der bestimmt wurde, daß das „slawische“ Dorf „Prisyesen“ fortan deutsch sein und „Rheinfeld“ heißen solle. In der Urkunde wurden außerdem „vier zinsfreie Hufen und von dem jährlichen Ertrage jeder Zinshufe des Dorfes 1 Scheffel Roggen und 1 Scheffel Hafer zur Ausstattung der Kirche und des Pfarrers angewiesen“.*) Diese erste Kirche wurde 1577 zerstört, einige Mauerteile blieben aber erhalten und auf ihnen wurde nach 1600 ein neues Kirchengebäude mit Fachwerkturm errichtet. Das ist noch heute erhalten und mutet im Grünen gar freundlich an. In der Zwischenzeit zwischen Gründung und Zerstörung war die Kirche evangelisch geworden, es soll im Jahre 1565 geschehen sein.

Nimmt schon das Äußere der Kirche wegen ihres für evangelische Kirchen unseres Gebiets ungewöhnlich hohen Alters unsere Aufmerksamkeit in Anspruch — Nischen und überdeckte Umgänge erinnern an die katholische Vergangenheit, und von der roten Farbe sagt der Volksmund, daß das Schwedenblut durchkomme —, so erhöht die reiche innere Ausstattung noch das Erstaunen. Freilich kommen die alten kräftig behauenen abgedrehten Holzpfeiler nicht mehr zur Geltung. Aber an der Kanzelwandecke hängt ein altes Epitaph und die Trauerfahne für den 1665 geborenen und 1706 verstorbenen polnischen Obersten und preußischen Erbschenk von Pommern, Christoph von Krockow. Das Epitaph ist von Kriegsgeräten wie Panzer, Pauken, Kanonenkugeln usw. umgeben, alles aus Holz geschnitzt, eine Kette sogar kunstvoll aus einem Stabe. Die Inschrift lautet Vivit post funera virtus, d. h. die Tugend lebt über das Grab hinaus. Daneben ist eine Trauerfahne für den 1683 verstorbenen französischen Rittmeister, brandenburgischen Tribunal-Gerichts-Notar und polnischen Landgerichts-Assessor Reinhold Bartsch von Demuth und ein Epitaph für den 1732 verstorbenen Unterkämmerer von Pommerellen Georg Albrecht von Jatzkow mit dem springenden Luchs als Wappen vorhanden. In den Fensterscheiben des Altarraumes sind außerdem die Wappen bürgerlicher Familien eingeschliffen (1749), wie Peter Dodenhoff, Joh. Gottl. Joede, Joh. Philipp Michau. Der Altar stammt aus der Zeit des 30jährigen Krieges, das Altarbild, übrigens gleich einem in der Johanniskirche in Danzig, zeigt den Auferstandenen mit der Siegesfahne in der Hand; einer der Wächter ist in polnischer Tracht dargestellt.

Das schönste Stück ist die Kanzel, zu der eine reichgeschnitzte Tür mit der Jahreszahl 1611 hinaufführt. Das Türschloß ist schwer zu öffnen, und das ist einmal einem Kandidaten zum Verhängnis geworden. Der hatte die Probepredigt zu halten. Ob die Kanzeltür nur angelehnt war oder ob er sie mit starkem Griff öffnete, ist nicht berichtet. Jedenfalls kam er hinein und drückte die Tür hinter sich ins Schloß. Wohlgemut stieg er auf die Kanzel und hielt wacker seine Predigt. Die Bauern nickten: „Den müssen wir wählen!“ Siegesgewiß stieg der Kandidatus hinunter, aber als er an die Tür kam, da wollte sie sich nicht öffnen. Alles Rütteln half nichts. Da nahm der Kandidatus kurz entschlossen seinen Talar zusammen und stieg über die Tür in den Altarraum. Der liebe Leser könnte meinen, die Gemeinde habe um dieser Findigkeit und Entschlossenheit willen ihren Erkorenen noch mehr geschätzt und zum Pfarrer gewählt. Aber weit gefehlt. Auch nicht eine Stimme fand sich bei der Wahl für ihn. Das Hinüberklettern mag ihnen wohl wider die Würde des Gotteshauses und eines Geistlichen im Chorrock erschienen sein. ’s mag auch wunderlich genug ausgesehen haben.

In der Sakristei steht noch ein alter Beichtstuhl. Dort wurde in gut lutherischen Zeiten die Beichte gehört und die Absolution erteilt, und die Sakristei hatte davon den schönen Namen „Tröstkammer“. Der Geistliche hatte aber in der Rheinfelder Sakristei selber einen seltsamen Beichtstuhl, und der war unter ihm. Dicht unter dem Fußboden der Sakristei lag das Grabgewölbe für die Pfarrer der Kirche. Da standen die Särge der Vorgänger, da wartete der leere Platz für den, der oben — noch — Gottes Wort predigte. Ein Pfarrer hat auch die Stimme aus der Tiefe gehört und es sich zu Herzen gehen lassen. An der Sakristeiwand hängt eine Tafel mit folgender Inschrift:

Hier ist die Grufft, die vielleicht bald in meinem Erlöser den müden Rest meiner fallenden Hütte umschliessen aber nicht ewig behalten wird, und wie freue ich mich zu dieser Ruhe, da mein gegründetes und sehnendes Hoffen in Jesum zur frohen Ewigkeit eilet. Dieses setzte zu einem Christlichen Erinnern seiner Sterblichkeit über seinem Ruhe Ort in seinen gesunden Tagen der geringste und unwürdigste Knecht seines Gottes Gottlob Christlieb Wothilenius Evangelischer Prediger dieser Gemeine im Jahr Christi MDCCLI (1751) d. 27ten May. Seines Amtes im X (w.), Seines Alters aber im XXXVI. (36.) Jahr. Wahlspruch 2. Kor. 5, 1—2.

Die Freude auf die Ruhe und das Eilen des sehnenden Hoffens auf die frohe Ewigkeit hat der Verfasser obigen Denkmals noch lange zügeln müssen. Wir schließen das aus den kurzen Worten, die dazu von anderer Hand gesetzt sind: Gestorben d. 30. July 1781.

F. J.

*) Vgl. „Aus der Geschichte der Kirche in Rheinfeld“, Einzelblätter von Lic. Paul Lau, Rheinfeld.

Der Kraftmensch.

Von Wilhelmine Baltinester.

„Du heirat’st sie nit!“ — „I heirat’ sie!“ — Klatsch. Viel reden mochte der Großbauer Christian nicht, er fand, eine Ohrfeige sei die beste Erklärung für seinen hartherzigen Entschluß. Darin bestand die Grundformel seiner Erziehungskunst, die er nun seit dreißig Jahren an seinem Sohne ausprobierte. Der junge Christian, groß und rank wie sein Vater, tat, als sei eine Fliege vorbeigeschwirrt. Der Bauer wandte sich gegen die Tür und rief zurück: „So, jetzt hast’s g’spürt, daß du sie nit heirat’n wirst!“ — Lachend reckte sich der Sohn und sagte zu Peter Lenz, dem eben zu Besuch weilenden Bruder seines Vaters: „Siehst“, Oheim,

der Alte will sich halt noch nit ins Ausgedinge zurückzieh'n. Wird sich aber doch bequemen müss'n mit seine siebzig Jahr'! Weißt', wenn er nicht bald nachgibt, dann fahr' i eines schönen Tag's eine Fuhre Steine und Ziegel her und bau' mir a Häusl für mi und die Susl auf sein' Grund! Er wird schon nachgeb'n." — „Ja, Kreuzköpf' sein mir halt alle in der Familie, mein Bruder und du und i. Nur mei Bua is aus der Art g'schlag'n." Die letzten Worte begleitete ein Seufzer. Peter Lenz erhob sich und überragte den ohnehin hochgewachsenen kräftigen Neffen um Haupteslänge. „Daß g'rad' mei Sohn so a Duckmäuser sein muß!" Gallenbitter kam es ihm über die Lippen. Und mit Bewunderung maß er den kühn-trotzigen Neffen. „Na ja, adjes halt."

Drei Monate später machte der junge Christian Hochzeit. Der Großbauer hatte sich in das Altersstübchen begeben. Ein Kreuzkopf hatte den anderen besiegt, so war es seit Generationen Brauch.

Peter Lenz und sein Sohn gingen bei Morgengrauen vom Hochzeitsfeste nach Hause. Der Bauer war ärgerlich gestimmt. Sein Sohn rückte nun langsam ins einunddreißigste Jahr hinauf, und noch immer dachte er nicht ans Heiraten. Der Bauer hätte gar zu gern einmal Auflehnung und Trotz gesehen, etwa wie bei Christian. Peter Lenz war ein Kraftmensch, eine Kämpfernatur, die sich bei ewiger Verträglichkeit nicht wohlfühlte. Schon sein Weib, sein lange betrauertes, bildschönes Weib, war so eine Stille, Sanfte gewesen. Und Peter Lenz war der unerschütterlichen Meinung, daß seine Ehe noch glücklicher gewesen wäre, wenn seine Weggefährtin den lauen Hausfrieden hin und wieder mit dem schmackhaften Salz eines Zwistes bestreut hätte. Er mußte kleine Scharmützel ausfechten, Widerspenstige ducken und Sieger sein. Daß Stille, Gehorsame sich ohne zu murren seinem starken Willen unterwarfen, genügte ihm nicht. „Gust", sagte er und betrachtete in der bleichen Morgenluft das schöne Antlitz des Sohnes, das dieser von der Mutter geerbt hatte. „Du wirst heirat'n." — „Wann's dir G'spaß macht, Vata." — „Bist narrisch, Bua? Wie könnt's mir a G'spaß mach'n, wenn du heirat'st? Da wird's G'spaß schon auf deiner Seiten sein." — „I moan halt, wenn du willst." — „Ja, ich will's. Na und wen möchst du denn heirat'n?" — Peter Lenz war fest entschlossen, jedem vorgebrachten Wunsche ein hartnäckiges „Nein" entgegenzusetzen, nur um den willensschwachen Sprößling einmal aus seiner Duselei hervorzulocken. Aber Gust hatte keine brennenden Herzenswünsche. „Wen du willst, Vata." Damit legte er das Problem seiner Ehe in die Hände, denen er alle Macht zuerkannte. — „Sakra!" Soviel Fügsamkeit war dem Alten doch zu bunt. „Du wirst doch a Madl hab'n, die du gern zur Bäuerin mach'n möch'st!" — „Na", klang es treuherzig. „Dann möch'st du's doch wiss'n!" — Es schien, daß der junge Bauer Lenz sogar seine Leidenschaft unter die Oberhoheit des Vaters zu stellen gewillt war. Der Alte fühlte sich in seiner väterlichen Eitelkeit auf das tiefste verletzt: „Lausbua, teppeter! In dein' Alter hab' i schon a Dutzend Madln den Kopf verdreht!" — „Was nit sagst!" kam es ehrlich bewundernd zurück. Der Bauer schluckte mächtig. „Also du wirst die Fini heirat'n!" Er maß seinen stillen Sohn erwartungsvoll von der Seite. Die Fini war eines der häßlichsten Mädchen im Dorfe. Jetzt würde der Bua endlich aufmucken. — „Wie du willst, Vata", erwiderte der Gust sanft ergeben. — Peter Lenz hätte den Sprößling für diese ihm widerwärtige Willenlosigkeit am liebsten geprügelt; aber er bezwang sich und sagte: „So geh' morgen hin und tu' ihr schön!" — „Is recht." — Verstimmt schwieg der Bauer. Daß die Menschen jetzt alle so langweilig und streitunlustig waren! Kam der Bursche da aus seinem Blute? War das der Sohn des Peter Lenz, den man heute noch weit und breit den „Kraftmensch" nannte?

Gust ging schon am folgenden Tage zu Fini. Seine Anspielungen hielt sie anfangs für lieblosen Scherz; denn sie hatte den Gedanken an eine Ehe längst aufgegeben wie andere die blitzenden Luftschlösser ihrer Kindheitstage. Aber die treuherzig-stillen Augen, der schöne, warme Blick, den Gust von der Mutter geerbt hatte, beruhigten sie bald.

Ein paar Tage nach Christians Hochzeitsfest saßen Peter Lenz und sein Sohn nach dem Abendbrot am Tisch und zündeten ihre Pfeifen an. „So, 's wär soweit, Vata", sagte Gust in die Stille hinein. — „Was denn?" — „Mit der Fini." — „Was is mit der Fini?" — „Nu', verlobt hab' i mi!" — „Was hast du —?" — „Verlobt, hast es mir ja so ang'schafft". — „Tepp noamal! Verstehst denn kei G'spaß nit? D'raus kann nix werd'n!" — „Is aber schon g'word'n; sie hat's der ganzen Verwandtschaft derzählt." — „Du, das sag' i dir, den Aff'n bringst mir nit ins Haus!" — „I moan halt, gar so häßlich is' eigentlich nit, Vata. Wenn man's so anschaut, hat's was Liab's im G'sicht." Und Gust bog den Kopf mit träumerischem Lächeln zur Seite, als säße das liebe Gesicht ihm ganz nahe. — „Hast epper Feuer g'fang'n?" ereiferte sich der Alte. — „'s Madl is mei Braut." — „Nix Braut! Glei gehst hin und machst die dumme G'schicht rückgängig!" — „Kann man denn an Brautkuß rückgängig mach'n?" — Peter Lenz fühlte nicht ohne Behagen, daß er hübsch langsam in Kampflaune geriet. Er sprang auf, setzte einen hölzernen Stuhl hart auf den Boden, daß es nur so krachte, und schrie: „Werd' di lernen, aufzumuck'n, Grünschnab'l!" — Der Sohn wich nicht zurück. „Schlag' nur", sagte er ruhig. „Aber i hab' nur getan, was du verlangt hast. Und dann pack' i mein Ranzen und geh' auf an fremd'n Hof arbeit'n. Werd' scho a Geld verdienen und Hochzeit mach'n." — Die schwere Bauernfaust sank hinab. „Bua, das wär' ja 's erste Mal, daß du nit folgst!" — „Halt ja." — Die Stimme des Peter Lenz wurde auf einmal ganz weich und milde, in solchen Flötentönen hatte er nur zu seiner schönen Braut gesprochen: „Denk' doch, wie die Leut' lach'n werd'n, wenn du die Fini nimmst! So a reicher, strammer Bua!" — „Darf denn a häßliche nit glücklich werd'n? Und die Hauptsach' is, daß das Madl mir g'fallt! I heirat sie und basta." — Da tat der Bauer, was er seit der Geburt des Sohnes nicht getan hatte, er küßte ihn. Endlich Trotz! Ja, das war sein Blut, das war sein Bua!

So kam die Fini auf den reichen Bauernhof. Und in der Ehe wurde sie sogar etwas hübscher. Peter Lenz hat sich im stillen nur langsam damit versöhnt, daß sie keine Schönheit war; denn er gehörte zu jenen Männern, die in der Jugend die schönste Frau und im Alter die schönste Schwiegertochter haben wollen. Aber eine Eigenschaft, die sie ihm wert machte, hatte Fini doch: einen unbändigen Trotz. Und so konnte Peter Lenz, der Kraftmensch, dem Tode ruhig entgegensehen, die junge Lenz-Bäuerin würde ihren Söhnen einen neuen Schuß prächtiger Starrköpfigkeit ins Blut mitgeben; denn auf den Gust war ja doch kein rechter Verlaß. Seit dem einzigen „Mucker" damals hatte der Sohn des Kraftmenschen nie wieder eine Auflehnung gewagt und fügte sich jetzt der Fini, wie er sich zuvor dem Vater gefügt hatte. Von der Geburt eines Enkels aber erhoffte der Peter Lenz alles, die Kraftmenschen durften nicht aussterben in seinem Hause.

Bunte Chronik

* **Eine schaurige Familientragödie.** In einer rumänischen Gemeinde bei Konstanza ereignete sich ein Verbrechen, das — wie die „Frankf. Ztg." mit Recht bemerkt — von einem dramatischen Dichter erfunden sein könnte. Der Sohn eines Fischers, der als neunjähriger Knabe nach Amerika gekommen war, kehrte nach einer Abwesenheit von 18 Jahren in die Heimat zurück als Besitzer eines gewissen Vermögens. Er wollte seine Eltern überraschen, gab sich für einen Fremden aus, der ihren Sohn gekannt habe, und zeigte seine Tasche, in der er sein Vermögen geborgen habe. Man lud ihn zum Essen ein und bot ihm ein Zimmer für die Nacht an. Kaum war der Fremde zu Bette gegangen, als die Frau in ihren Mann drang, den Gast zu töten und sich das Geld anzueignen. Der Mann weigerte sich und verließ das Haus. Kaum hatte er sich entfernt, ergriff die Frau ein Beil, begab sich nach dem Zimmer, wo der Fremde schlief, und spaltete ihm den Schädel. Der Mann hatte inzwischen im Dorfe erfahren, daß der Fremde sein Sohn sei; voll Freude eilte er zurück; beim Eintritt in das Haus empfing ihn die Frau mit den Worten: „Ich habe ihn getötet!" Der Vater stieß einen Schrei aus und warf sich auf die Erde; er war wahnsinnig geworden. Die Mutter, von Gewissensbissen ergriffen, wollte sich das Leben nehmen. Sie wurde jedoch daran verhindert und nach dem Gefängnis gebracht. Die Summe, die der junge Mann bei sich trug, belief sich auf 30 000 Dollar.

*

* **Die wirksamste Reklame.** Eine sächsische Firma hat anläßlich einer Porzellanwoche bei ihren Käufern feststellen lassen, wodurch sie zu dem Kauf angeregt worden sind. Von 482 Personen, die Einkäufe getätigt haben, sind 153 durch Inserate, 118 durch die Schaufensterauslagen, 76 durch Bekannte, 46 durch die Verkäuferinnen, 31 durch Reklamezettel, die auf der Straße verteilt wurden, 30 durch die Ausstellung in den Geschäftsräumen, 12 durch den Chef des Hauses zum Kauf angeregt worden. Danach übertrifft die Zeitungsreklame alle übrigen Reklamearten an Wirksamkeit nicht unwesentlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H.
E Bromberg.